

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Lyrische Reisen**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1878**

XIV. Im Pusterthal. 2. Mai 1875

## XIV.

### Im Pusterthal.

2.

Mat 1875.

Die ganze Welt wirft sich jetzt, seit die Bahn cröffnet ist, auf das Pusterthal, aber die Pusterer sind auch die Männer, um den Stoß nicht nur tapfer auszuhalten, sondern auch, um ihn angenehm und einträglich zu machen. Nicht leicht wird eine Landschaft in so kurzer Frist und mit solchem Nachdruck aus unbekannter Dunkelheit ins mitteleuropäische Hochlicht eingetreten sein, wie das lange, grüne, herrliche Pusterthal. Zu der Schönheit der Natur und seiner großen, weißen, fernhin leuchtenden Dörfer tritt aber hier noch ein anderer Umstand. Gute Menschen lieben gute Wirthshäuser und in diesem Zweig haben sich die Pusterer, obwohl lange im Verborgenen blühend, immer ausgezeichnet. Auch Herr Baurath Hügel und seine deutschen Genossen waren, als sie zum Bau der Eisenbahn ins Land gezogen, sehr angenehm überrascht, in jedem

Bauernwirthshause menschenwürdige Speise und einen edlen Wein zu finden, der sie bei ihren Arbeiten stärken konnte. Ueberirdisches darf man freilich nicht erwarten; Rind- und Kalbfleisch der Buxterer steht vielmehr nicht allenthalben auf der Höhe des Jahrhunderts, aber wer sich auch aus der übrigen Schöpfung Gottes hin und wieder ein Stücklein vergönnen will, der findet oft zu rechter Zeit ein Forellchen oder einen Spielhahnflügel auf dem Tische. Was Mehlspeisen, ihre Trefflichkeit und Mannichfaltigkeit betrifft, so entwickeln die Mägdchen von Tirol in diesen bekanntlich eine Kunst, welche von andern Nationen neidlos anerkannt wird. Auch diesen Vorzug verdanken wir, wie jeder gerne anerkennt, der Kirche und ihren vielen Fasttagen. Die alten, großen, drei- bis vierhundertjährigen Gasthäuser in Tirol verblüffen zwar oft durch die naive Ungeschicklichkeit ihrer Bauanlage, aber eine historische Seele findet auch in diesen oft so interessanten Verirrungen des menschlichen Geistes einen gewissen Reiz und gewöhnt sich leicht an die Unbequemlichkeiten, die daraus entspringen. Die Gemächer sind überall mit guten Betten, oft sogar mit Luxus ausgestattet; wer nie ein Fürst gewesen, glaubt mitunter da einer zu sein. In der ganzen Wirthschaft lebt der alte, treue, deutsche Tirolersinn, den Gott noch lang erhalten möge. Man zahlt z. B. nicht schablonenmäßig zwei oder drei Franken für ein Frühstück, wenn man nur ein kleines Butterbrod herabgeschnitten, nicht einen Franc Bougies für eine Minute Licht zum Ausziehen u. s. w. Die Wirthin-Mutter mit ihren freundlichen Töchtern und gutgestalteten Schenkinnen waltet in dem Hause mit Wohlwollen und Menschenliebe und das unheimliche

Geschlecht der Unter- und Obertellerer wird noch überall mit einem gewissen Grauen ferngehalten.

Ich fühle einen eigenthümlichen Drang, das Pusterthal zu empfehlen, gerade weil mich niemand darum ersucht hat. Gleichwohl bitte ich ferne „Berehrer“, bekannte und unbekante, im Deutschen Reiche draußen, mich nicht brieflich um nähere Aufschlüsse anzugehen, denn so ehrenvoll derlei Zuschriften sind, so wenig kann ich ihnen entsprechen. Preise der Stuben, der Speisen u. s. w. sind besser bei den Herren Bädeler, Trautwein oder Amthor zu erfragen und zur Würdigung der Lage eines Ortes reichen die Photographien aus, welche auch in Tirol viele kunstreiche Hände beschäftigen. Ueberdieß habe ich mich schon etlichemal den halben Tag hingesezt und für gute Freunde weitläufige Reiseinstructionen für und durch Tirol zusammengeschrieben, wogegen mir diese im Winter lächelnd sagten: sie seien lieber in die fränkische Schweiz oder in ein Nordseebad gegangen. Ein Engländer, dem ich das beste Landwirthshaus von Tirol empfohlen, erklärte mir beim Wiedersehen: es sei „the most abominable country-inn of the world“; ein anderer und zwar sehr großer Mann kam verdrießlich zurück, weil ihm die Betten alle zu kurz gewesen, so daß ich künftig nur kleine Leute, wie Lasker oder Windthorst hinein empfehlen würde; ein dritter klagte, daß im „Goldenen Adler“ zu \*\* die Suppe immer zu heiß auf den Tisch gekommen sei. Kurz, ich habe an meinen Rathschlägen und Empfehlungen bisher so wenig Freude erlebt, daß ich dies ganze Geschäft lieber an den Nagel hänge.

Dagegen soll z. B. unverschwiegen bleiben, daß Herr

Rechtzrath Badhauser von München vor zwei Jahren, ein zweiter Cecrops, eine ganze Colonie von Münchner-Hellenen nach dem Flecken Mühlbach am Eingang des Thales und zwar in die „Goldene Sonne“ zu Herrn Roman Steger geführt hat. Sie brachten neues Leben in den stillen Flecken, dem die Eisenbahn eigentlich die Seele herausgewunden, verbreiteten überall feinere Sitten und wurden durch die reinen Lüfte des Pustertthals so gekräftigt, daß sie der Table d'hôte täglich mit wachsender Spannung entgegenjahen, den Nachmittag mit weittragenden Spaziergängen und den Abend mit Gesang und Tanz ausfüllten. So schieden sie von Herrn Roman Steger im herzlichsten Einverständnis und dieser kann kaum den Augenblick erwarten, wo er seine Gäste wieder sehen wird. Da ich alles sammle, was zur Ehre unserer Hauptstadt und ihrer Bewohner beitragen kann, so melde ich gern, daß der Münchner Name in den Tiroler Gasthäusern einen guten Klang hat. Die Münchner, sagte jüngst der namhafteste Wirth in Südtirol und andere wiederholen das gleiche, die Münchner verlangen nicht mehr, als man bieten kann, lassen sich's schmecken und zahlen gern. Man könnte dabei einen bedenklichen Seitenblick auf einige andere Stämme werfen, welche vor zwanzig Jahren alles „lächerlich billig“ fanden und jetzt — natürlich nur einzelnweise — sich mit den Wirthen auf das Schädigste herumzanken, weil die Preise gerade so hoch gestiegen sind, als sie damals zu wünschen schienen.

Wir unterlassen jedoch diesen Seitenblick, um nach Bruneck, der mehrerwähnten Hauptstadt des Pustertthales zu gehen, dessen prächtige Gegend männiglich bekannt ist.

Bruneck hat während meines Erdenwallens schon zwei glänzende Perioden idealer Bedeutsamkeit erlebt: in den vierziger Jahren, da der geistreiche Kreishauptmann von Kern hier waltete und Hermann von Gilm, der größte Tiroler Poet, hier dichtete, und dann wieder in den ersten Sommern dieses Jahrzehnts, als Justus von Liebig mit seinen gelehrten Freunden auf der „Post“ akademischen Hof und Sommerfrische hielt. Beide Perioden sind aber so spurlos vorübergegangen, daß jetzt in dieser Hauptstadt nicht einmal ein Lesezimmer aufzufinden ist. Wer da z. B. die „Allgemeine Zeitung“ sehen will, der muß nach dem benachbarten Welsberg fahren, was ihm aber, da die Züge nicht darauf eingerichtet sind, einen ganzen Tag kostet. Hoffentlich wird die täglich wachsende Intelligenz der Hauptstadt in deren Honoratioren das Bedürfnis literarischer Erquickung um so baldier wieder aufwecken, als es ja schon vor dreißig Jahren zu einem Lesezimmer geführt hat, welches leider im Sturm der Zeiten wieder untergegangen ist. Sie verdienen dann auch das Vergnügen, diese zweite Folge der „Lyrischen Reisen“ zu lesen, was allerdings keine Lockspeise sein dürfte, da sie auch die erste nicht gelesen haben.

Taufers, das grüne Taufers, in Sicht der Zillertaler Ferner, war im letzten Sommer schon bis unters Dach gefüllt, hat aber seitdem erklecklichen Raum geschaffen, so daß noch mehrere Gäste kommen dürfen. Eine alte Schlossruine, so groß und malerisch wie vielleicht keine in Tirol, ein neuentdeckter Wasserfall verherrlichen die Landschaft, und mein gemüthlicher Freund Bachlechner versieht das hohe Richteramt daselbst. Die alten mächtigen Herren der

Burg zu Taufers hat zwar Vater Justinian in der Ferdinandeums-Zeitschrift weidlich hergeschriebeu, aber es wäre doch nicht übel, wenn aus seiner langen und langweiligen Abhandlung ein kurzer und kurzweiliger Auszug verfaßt, oder noch besser, wenn in und für Taufers baldmöglichst ein Walter Scott'scher Roman geschrieben würde, damit der unwissende Wanderer doch wisse, auf welchem Grund er steht.

Der neue, d. h. der obere Wasserfall der Rheinthalen Ache war bisher durch Strauchwerk, Buschwald, Fichtendickicht und Felsenwände dermaßen maskirt, daß ihn nur einige Hirtenknaben kannten, welche ihn aber nicht verriethen. Erst in unseren Tagen giengen einige kühne Männer aus Taufers dem fernen Donner nach, der aus verborgenen Klüften kam und entdeckten endlich die große Katarakte, eine der imposantesten im weiten Alpenlande. Zu dem Fall führt jetzt ein leidlicher Weg, welchen wir Herrn Dr. Daimer verdanken, der sich als Vorstand des hiesigen Verschönerungsvereins überhaupt schon mannichfache Verdienste erworben hat. Kaum war ich vor den Schauern des Sturzes angekommen, so war ich von seiner Größe auch schon hingerissen und überwältigt. Mehr sag' ich nicht. Andere, die es besser verstehen, werden ihn auch besser zu beschreiben wissen.

Im gastlichen Posthause zu Taufers waltete im letzten Herbst Meister Mutschlechner mit seiner Gattin und zwei lieblichen Schwestern. Jetzt hat die schöne Lise geheirathet, aber die schöne Marie (das zärtliche „Moidele“ hört man gar nicht mehr vor lauter Bildung) hält noch treu zum elterlichen Hause. Freundliche Aufwartung, edler Wein,

feiner Imbiß, elegante Unterhaltung — sehr fraglich, ob die alten Ritter droben in ihrem rauchigen Castell je eine solche Tafelrunde zusammengebracht haben. Sparsame Leute können, wenn sie wollen, auch im Bad Winkel wohnen, wo die Armen zehn und die Reichen zwanzig Kreuzer öft. W. für das Zimmer zahlen. Mir ist's gleich.

Welsberg, stattliches Dorf, führt ritterlichen Namen und allerlei Merkwürdigkeiten mit sich, welche anderswo beschrieben sind. Hinzuzufügen wären die schön geschnitzte Holzdecke im Hause Zellheim und die alten Fresken in der uralten St. Georgskirche bei Laißen. Ferner das nahe Bad Waldbrunn, welches neuerlichst mit jener Eleganz eingerichtet worden ist, welche im alten berühmten Pragsfer Bade noch gänzlich vermißt wird. Hier ist auch Herr Dr. Hell, ländlicher Geschichtsfreund — eine Erscheinung, welche in Tirol früher nicht selten war, jetzt aber fast nur noch fossil vorkommt; ferner, gleichsam unter den Bauern, jenes Lesezimmer, das im Centrum der pusterthalischen Intelligenz, zu Brunek, bisher nicht zu finden. Marie Toldt, die muntere Löwenwirthin, ist fast eine geistreiche Frau zu nennen. Schloß Welsberg, alter Rittersitz, getreulich erhalten, wie er vor vierhundert Jahren war, könnte als Besserungsanstalt für jene Romantiker verwendet werden, welche uns mit allerlei Vorspiegelungen über besondern Comfort und Behaglichkeit des Daseins ins Mittelalter zurücklocken möchten. Daß sie damals, wenigstens die Ritter und Herren, zehnmal mehr getrunken haben als jetzt, das werden wohl die gründlichen Historiker alle bestätigen — ob sie bessere Zahler waren, als ihre Enkel, muß wohl der Einzelforschung überlassen bleiben — auch

ihre Gewänder waren viel kostbarer, bunter und farbenreicher als die unfrigen; was aber Wohnung und häusliche Bequemlichkeit betrifft, so waren sie so leicht zufrieden, wie jetzt kaum ein armseliger Hadernsammler. Und wenn du dies etwa bezweifeln möchtest, lieber Leser, so gehe selber hin und schau und erkläre dann aufrichtig (auch wenn du ein minderer Mensch bist und nie einen Turnierhelm oder Wappenschild geführt hast): ob du in diesen romantischen Reichen dein Leben verbringen möchtest!

Frau Emma Hellensteiner zu Niederndorf bedarf nicht weiter besungen zu werden. Sie kam vor etwa fünfzehn Jahren in Schwung und zwar durch die Bozener, welche da ihre feinen Diners aufsteigen ließen, sich aber, da auch die Gesellschaft immer feiner wurde, wieder verflüchtigten, um den Gasthof der gebildeten Welt zu überlassen. Seitdem hat Frau Emma mehrere illustre Gäste unter ihrem Dach beherbergt und eine Höhe des Ruhms erstiegen, um die ich sie oft beneide.

Bad Maistatt, auf anmuthiger Höhe bei Niederndorf gelegen, überragt an historischem Glanz alle tirolischen Bad- und Waschanstalten. Hier pflog Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, der Lust- und Wassercur im Jahr 1511, als er dem Kriege mit den Venezianern oblag. Seine Majestät unterhielten sich sehr gut und führten da nach ihrer Art verschiedene Späße ein und aus.

Jene Säcularcelebritäten, die dem Brausen ihres Namens entrinnen und eine Stelle finden wollen, wo sie nicht berühmt sind, könnten in Maistatt ihre kühnsten Wünsche erfüllt sehen. Dieses möchte wenigstens aus der

wahren Geschichte, welche jetzt erzählt werden wird, un-  
schwer zu entnehmen sein.

Zu Maistatt in dem Bade nämlich liegen auf dem  
Brunntisch auch zwei alte, dicke, Schweinslederne Folianten,  
die Hansenbücher des Brunnens. Was Hansen und Hansen-  
buch sei, ist voriges Jahr andern Orts an dem Schalderer  
Buche gezeigt worden und kann jetzt nicht wiederholt wer-  
den. Kurz gefaßt zu sagen, enthalten diese Hansenbücher  
einen ceremoniösen, mit Schalkheiten gewürzten Bericht  
über die „joyeuse entrée“ der verschiedenen Badegäste und  
gehen nicht selten in vergangene Jahrhunderte zurück. Sie  
verdienen längst eine literarische Berücksichtigung und eine  
Anthologie daraus wäre eine Bereicherung der tirolischen  
Culturgeschichte. Das eine der Maistätter Bücher geht  
von 1712—1776, das andere von 1777 bis in die neuere  
Zeit. Die letzten Seiten sind, wie im Schalderer Buch,  
von jugendlicher Hand verschmiert, zum Zeichen, daß mit  
der Bildung auch die Ungezogenheit zu wachsen pflegt.  
Den beiden genannten Folianten gieng übrigens früher ein  
früherer voraus, der mit Kaiser Max begonnen und seine  
eigenhändige Inschrift enthalten haben soll. Dieser aber,  
sagt die Wirthin, sei vor Jahren unbemerkt „ausgeführt“  
worden.

In diesem Fache verrathen die Tiroler gegenüber der  
Mitwelt eine seltsame Entäußerungssucht. Was sie selber  
noch finden an alten Büchern, Waffen, Schränken, Klei-  
dern und Kleinodien, das verkaufen sie zu drei Viertheilen  
eigenhändig und den Rest lassen sie sich geduldig stehlen.

Nun also wieder zu dem Maistätter Hansenbuch,  
dessen jüngsten Band ich damals nur durchblätterte, denn

zum Lesen hatte ich keine Zeit. Plötzlich fiel mein Auge auf einen ruhmvollen und mir sehr theuren Namen. „Hei,“ rief ich, den Wirth herantwinkend, „da hat sich ja Justus von Liebig eingetragen.“ „So,“ entgegnete dieser, „wer ischt denn der? Von dem hab' ich nie gehört.“

Siebenzig Zimmer oder wenigstens siebenzig Betten, eine schöne Aussicht, gutes Wasser und die Capelle mit einem Bilde von dem berühmten Paul Troger, sie locken jeden Sommer die Gäste von weit und breit herbei. Auch die Italiener entfliehen aus den schwülen Dünsten ihres Vaterlandes gern in die reinen Pusterlüfte und schmücken das Hansenbuch zum Danke für die Erquickung, die ihnen der deutsche Boden gewährte, mit wunderschönen Sonetten, die ich aber nicht herausbringen konnte, da sie so schlecht geschrieben sind, daß ich meine eigene Schrift noch leichter lese.

Toblach, auf dem grünen Scheitel des Pusterthales, in den kühlen Winden seiner Alpenhöhe, 4000 Fuß über dem Meere, unter den größeren Orten von Tirol jedenfalls der sommerfrischeste, mit Herrenhäusern, Anziken und Schlössern ritterlich prunkend, das sassilonische Innichen, einst gestiftet, um die Pusterer Wenden zu bekehren, auch Sillian mit seinem ehrwürdigen und sagenreichen Schlosse Heunfels sind gutbeleumundete Sitze gediegener Gastwirthschaft.

Bis Sillian hatte sich im letzten Herbst eine kleine Gesellschaft von Münchnern vorgeschoben, sozusagen als Bländler oder Eclaircurs, welche von ihrer Entdeckungsreise

so zufrieden heimkehrten, daß sie dieselbe heuer wahrscheinlich wiederholen werden.

Unter Sillian oder Apfeltersbad beginnt allerdings eine lange, öde, fast unbewohnte Schlucht. Die Dörfer sitzen linker Hand auf der Höhe, wo ehemals auch die Straße gegangen. Der Wanderer, der im Bahnwagen ruht, kann die Stunde, die ihm da vergeht, auf retrospective Betrachtung all der Bilder verwenden, die ihm von Mühlbach her geworden, ein Buch über Unfehlbarkeit oder Darwinismus lesen oder auch schlafen und von seinen Lieben träumen.

Endlich geht die Schlucht wieder in breites, grünes Land über und in diesem liegt, von hochansehnlichen Bergen überragt, von dem alten Schlosse der Görzer Grafen beschützt (oder, da es jetzt eine Brauerei geworden, getränkt und erquickt), die Stadt Trienz mit der Beda-Weber-Straße, in welcher weiland Beda Weber, Poet, Historiograph und Stadtpfarrer zu Frankfurt, geboren worden ist.

Trienz ist die letzte Stadt der Tiroler auf dieser Seite, denn von hier aus sieht man schon ins nahe Kärntnerland hinein.

Die Stadt Trienz beobachtet schon seit vielen Menschenaltern die Gepflogenheit, von Zeit zu Zeit abzubrennen und dann immer wieder aufgebaut zu werden. Daher zeigen die Häuser auch ein ganz modernes, oberflächliches Ansehen, sind meist nur einen Stock hoch und tragen niedere Schindeldächer, welche gegen die langen, breiten Straßen gehen. Diese aber sind etwas menschenleer und schlängeln sich ohne Regel durcheinander. Da die Ringmauern, die Thürme und die Thore abgebrochen sind, so

geht der Blick durch die Gassen allenthalben ins Freie und man glaubt daher kaum in einer Stadt zu sein, worauf ich allerdings ebenso wenig Werth lege, als unser Reichskanzler, der Herr Fürst von Bismarck-Schönhäusen. Diese Physiognomie liegt weit ab von dem alten, ehrwürdigen, angerauchten Typus der andern Tiroler Städte, wie Matten-berg, Brixen, Klausen u. s. w. Wer nie über dem großen Wasser gewesen, kann sich leicht einbilden, daß die neuen, gestrigen Städte in Nebraska oder Minnesota ungefähr ebenso aussehen wie unser Lienz, und es ergeht daher der Rath an alle Europamäuden, auf ihrem Weg ins Jenseits hier die erste Station zu machen und da zu prüfen, ob es ihnen an der stillen Drau nicht eben so gut gefallen möchte, als drüben jenseits des Mississippi. Manchen braven Menschen, die nur am Gemüthe kränkeln, könnte unser Lienz mit seinen guten Gasthäusern und seiner schönen Gegend vielleicht so genügenden Ersatz bieten, daß sie die weite Reise gar nicht mehr zu unternehmen brauchten.

Unser Lienz wurde bisher für das alte, römische *Loncium* gehalten, allein in neuester Zeit hat Herr Professor Mommsen das alte *Aguntum*, welches man in Innichen vermuthete, hieher verlegt, so daß das alte *Loncium* weichen und sich nach Mauten im kärntnischen Geilthale zurückziehen mußte. Indessen — ob *Loncium*, ob *Aguntum*, immerhin liegt unser Lienz sehr freundlich im weiten Thale, das die Drau durchströmt. Gegen Süden ragen etliche kahle Bergköpfe empor, sonst aber sind die Höhen allenthalben weit hinauf bewaldet oder mit Wiesen belegt und mit Höfen besetzt. Schöne Dörfer breiten sich in der Ebene hin oder strecken da und dort aus dem Laub-

werk ihre spitzigen Thürme auf; über der Stadt erhebt sich das mächtige Schloß Bruck, dasselbe, welches einst der Sitz der Grafen von Görz gewesen, so daß es der heitern Landschaft weder an trefflichen Gebirgen, an Wald, Feld und Wiesen, noch an den Werken der Menschen und an historischen Gebäuden gebricht.

Das alte Schloß war also seit alten Zeiten bis ins Jahr 1500 das Hoflager der Grafen von Görz und Buxterthal, deren letzter, Leonhard V., damals hier im Herrn entschlafen ist. Als er heimgegangen, fielen alle seine Lande nach alten Verträgen dem Hause Oesterreich zu, welchem damals Kaiser Max I. vorstand. Unter einem breiten Erkerfenster der Burg sieht man jetzt noch an der Wand drei grünliche, mißfarbe Streifen, welche, wie man sagt, nicht auszulöschen sind. Diese sollen von dem letzten Görzer herrühren, der an Gift gestorben sei und soll der franke Graf dieses vorher zum Fenster hinaus erbrochen haben — eine seltsame Mähr, welche aber die Geschichte unbestätigt läßt.

Jetzt ist das alte Görzer Schloß schon lange in bürgerlichen Händen, welche es zu einem großen Bräuhaus umgestaltet haben. In abendlichen Stunden steigen daher die Herren und Frauen von Trient gerne zur hohen Burg hinauf, um die Aussicht und andere Erquickung zu genießen. Auch auf dem Thurme ist ein Belvedere angebracht. Im ersten Stocke betritt der Wanderer die weiten Trinkstuben oder die Schloßcapelle mit ihren alten Frescomalereien, in welchen auch der letzte Graf und seine Gemahlin dargestellt sind. Im zweiten findet sich ein prunk-

loser Ritteraal, lang, aber niedrig, wie diese Hallen gewöhnlich sind.

In der großen Pfarrkirche, die aber außerhalb der Stadt und jenseits der Drau liegt, ist des letzten Görzers Grabstein, sowie der aus derselben Zeit stammende des Freiherrn Christoph von Wolkenstein und seiner edlen Ehegesponsin Barbara zu sehen. Der letzteren schlanker Wuchs, zierlicher Busen und feine Hand wird gewiß jeden sinnigen Wanderer, der schöne Frauen ehrt, des Steinhauers galanten Meißel dankbar preisen lassen.

Zu Vienz im weißen Lamm bei Herrn Altbürgermeister Röt erschien eines Abends auch Herr Thomas Bichler, Vater von zehn Kindern und Botaniker. Dieser Kräuterkenner ist ein halb bäuerlicher Mann, etwa fünfundvierzig Jahr alt, hat seine Laufbahn als Gärtnerlehrling begonnen, von Erzherzog Johann viele Hilfe erhalten, dann aber, von Wissensdurst und Reiselust getrieben, wiederholt den Orient besucht, um Pflanzen und Sämereien zu sammeln. Er hat auf den pontischen Alpen mit den dortigen Hirten gekneipt (freilich ohne Citherschlag und Almensang) und mit den Türken von Kasistan Brüderschaft getrunken. Auch der Berg Athos, Griechenland, Dalmatien und Bulgarien sind ihm gut bekannt geworden. Doch unternahm er seine Reisen nicht sowohl für eigene Rechnung, als vielmehr im Auftrag der bedeutendsten Botaniker unserer Zeit. Ihm zu Ehren haben diese auch drei Pflanzen, die er selber zuerst gefunden, mit seinem Namen benannt: Gnaphalium, Trifolium und Campanula Bichleri. Er besorgt seine Aufträge immer zu sehr billigen Preisen und verlangt für einen eigens bestellten Ausflug in den Orient auf fünf

Monate nur sechshundert Gulden. Er ist begreiflicherweise nicht reich dabei geworden.

Unser Kräuterkenner spricht nur gutes Pusterdeutsch und einige italienische Worte. Gleichwohl behauptet er überall leidlich durchgekommen zu sein, am besten aber unter den Osmanen. Von diesen gibt er eine so anziehende und rühmende Schilderung, daß ich mich jetzt selbst entschlossen habe, im nächsten Frühjahr unter die Türken zu gehen. Dieser Pächler, mit seiner Turkophilie, mit seiner Sehnsucht nach den pontischen Alpen, nach dem kolchischen Buschwald, nach Rhododendron und Azaleen, nimmt sich fast aus wie ein verkümmertes „Fragmentist“, und dieser war ja auch ein Tiroler. Wenn der Kräutersucher die Reize jener Landschaften ausmalt, so ist es gerade, als ob man Fallmerayers Stimme hörte, wenn er von den schönen Tagen in Trapezunt oder auf dem heiligen Berg erzählte. An Entlehnung ist aber nicht zu denken, denn der Pächler hat den Namen seines kolchischen Vorgängers nie gehört.

Namentlich aber lobte der Berichterstatter die Ehrlichkeit der Türken. Von ihnen sei er nie belogen, bestohlen oder betrogen worden. Der gemeine Türke, ehe er im gebildeten Europa gelernt hat, scheint wirklich ein Meisterstück der Schöpfung und ein viel würdigeres Ebenbild Gottes zu sein, als der Giaur. Bei uns in der Christenheit — alle Ausnahmen ausgenommen — belügt, bestiehlt, betrügt ja eigentlich alles; die besseren Leute, die Grafen, Fürsten und geheimen Räte in großen Zügen mit Gründungen, Actienwindel, Cassadiebstählen, Dachauer Banken, Wundererscheinungen, erlogenen Allarmartikeln u. s. w.; die minderen aber — unsere Mägde, Stubenmädchen,

Köchinnen, Stiefelpußer, Ausgeber, Schreiber, Kutscher, Holzhacker u. s. w. in ihrer Art mit bescheidenerem Gewinn. Ja, man lebt wenigstens in größeren Städten wie unter einer Räuberbande, die aber fleißig in die Kirche geht. Wenn es nicht bald anders wird, so löst sich die ganze gebildete Menschheit allmählich in einen Brei von Lumpen auf, in dem die wenigen Dissenter gar nicht mehr zählen.

Das größte Problem der Zeit scheint: die Christenheit wieder ehrlich zu machen. Aber dazu werden die Encyclica, der Syllabus, die unbesleckte Empfängniß, das Vaticanum, kurz, die ganze theologische Maculatur des Jahrtausends, gewiß nichts beitragen. Sollte die Ehrlichkeit jetzt von Rom ausgehen, wo sie doch nie daheim war? Der römische Clerus bietet seine Hilfe allerdings dringend an — sie wäre auch ganz willkommen, wenn sie nur was hülfte. Aber er steckt selbst zu tief im Schwindel. Auch die Geschichte spricht nicht für ihn. Es ist nie scheusslicher zugegangen, als „in den großen Zeiten der Kirche“, nirgends erbärmllicher, als in dem Staate, den er selbst sich eingerichtet, im Kirchenstaat. Ferner verspricht er schon seit achtzehnhundert Jahren, uns zu erziehen und zu bilden, fängt aber nie an damit. Was er etwa leisten kann, sieht man nirgends deutlicher, als an unsern „Patrioten“ und unserer katholischen Presse. Wo hapert's denn? —

Anderthalb Stunden unter Lienz liegt Dölsach, ein großes und schönes Dorf, in dessen Sprengel Franz Defregger auf waldiger Berghalde geboren ist. Zum Zeichen der Anhänglichkeit an die Stätte, wo er sein Leben begann und seine Jugend verbrachte, hat er auch für die Pfarr-

kirche ein stattliches Bild gemalt, welches auf einem Seitenaltare prangt. Kein Wunder, daß die Dölsbacher ihren Landsmann, der schon in jungen Jahren so berühmt geworden ist, in hohen Ehren halten. Sein Bildniß und die Photographien seiner Werke fangen an, auch in die Bauernhäuser einzudringen.

Im Lande der Wunder und der Räthsel laufen auch zwei Geschlechter von Aerzten neben einander her, welche, wenn man sie chronologisch oder culturhistorisch betrachtet, wenigstens um dreitausend Jahre auseinanderstehen. Die einen treiben die poetische, die lyrische Heilkunst, wie Podalirius und Machaon einst vor Troja, ohne Studium, ohne Examen und Doctorhut, nach alten ägyptischen (?) Kräuterbüchern, nach Inspiration und eigener Erfahrung — die andern lernen die alten Sprachen, hören die neuen Meister, werfen sich auf mancherlei Wissenschaft, gehen nach Wien und Pavia, um zu promoviren und beginnen dann dasselbe Geschäft. Die ersteren sind aber im Vertrauen des Volks wenigstens um sieben deutsche Meilen voraus.

Für Liebhaber der lyrischen Heilkunst wollen wir gern bemerken, daß das Pustertal auch in so fern hochgesegnet ist, als sich an seinem Anfang und an seinem Ende je ein Orakel findet, welches in allgemeiner Verehrung steht. Die Priesterin des einen ist die Hebamme zu Raß bei Brigen, der Priester des andern der Wasler zu Dölsach, ein lediger Bauersmann von fünfzig Jahren, mit seinem rechten Namen Franz Obersteiner benannt. Die Pythia zu Raß wirkt nur innerlich, hat unzählbaren Zulauf, ist aber eine grämliche Dame, die ihren Nimbus gern anbrächte. „Geht zu den Doctoren“ — sagt sie verdrießlich, wenn das Ge-

dränge der Hilfesuchenden zu arg wird — „ich bin nur eine Hebamme.“ Fragt man nach der Schuldigkeit, so heißt es: „Die Armen zahlen gar nichts, die Reichen was sie mögen. Mir ist's gleich.“

Franz Obersteiner, der Wasler, der auf der andern Gränzmark steht, hält's in diesem Stück ungefähr ebenso wie die großmüthige Hebamme. Ihm verdankt auch Franz Defregger seine Heilung von einem Wehthum im Kniegelenke, das ihn über Jahr und Tag ans Lager gefesselt hatte. Der Wasler hörte von dem Gebresten, kam zu seinem Landsmann und Pfarrgenossen, der sich, fast hoffnungslos, nach Bozen hatte bringen lassen, erklärte das Uebel für heilbar und in zwei oder drei Wochen war der Kranke hergestellt. Der Bauerndocctor lehnte jede Erkenntlichkeit ab, aber Franz Defregger malte ihm ein treffliches Bild von ansehnlicher Größe, einen Jägerburschen, der den Almerinnen auf der Zither vorspielt — eine Wiedervergeltung, bei welcher der Arzt allerdings nicht zu kurz gekommen ist. Der Wasler curirt übrigens innere und äußere Schäden, empfängt steten Besuch der Kranken auf seinem Hof am Dölsbacher Berg und reist nebenher weit umeinander im Land Tirol, nach Kärnten und „in die Wälsch.“ Einmal wurde er auch nach Manchester berufen, aber dahin war es ihm doch zu weit. \*)

Der Kräutersucher und der Bauerndocctor sind jedenfalls „rare Leute“. Tirol wimmelt von Talenten, aber die wenigsten brechen durch und werden, wie der sein-

\*) Seitdem sind leider der Wasler und die Hebamme aus diesem Jammerthal geschieden.

gebildete Adolf von Pichler zu Innsbruck, das was sie werden sollten. Woher dieß kommt, das ist eine Frage, welche die Tiroler selber beantworten mögen; wir können uns nicht darauf einlassen und schließen jetzt unsere Ueberschau.

Also auf ins Buxerthal! Warme, teutonische Herzen wird auch dies erquicken, daß Bismarck und Moltke an allen Wänden prangen, während Greuter und Haselwandter noch immer vernachlässigt sind. Also auf! Die Thüren stehen sämmtlich offen, von Mühlbach bis nach Dölsach. Zieht singend in alle Herbergen, brecht munter in alle Thäler ein, besteigt in Heiterkeit die Höhen! Eitliche Baarschaft, Wohlgezogenheit und Hauschuhe müßt ihr allerdings auch mitbringen. Wiederholt wird gebeten, nicht um vier Uhr in der Früh im zweiten Stock mit genagelten Bauernstiefeln auf den schlummernden Köpfen des ersten herumzutrampeeln, auch nicht, wie neulich wieder in Bruneck geschehen, vor Tagesanbruch, ehe ihr abreist, alle Kleiderschränke, alle Flügelthüren prasselnd zuzuschlagen, als wenn ihr allein auf der Welt wäret; nicht auch, wenn ihr nach Mitternacht das Lager aufsucht, mit der Kellnerin so lärmend zu tosen, daß der schlafende Nachbar aufwachen muß. Ueber dieses Hauptstück liegen mir mehrere Denunciationen vor, welche ich baldigst vor das Forum der Oeffentlichkeit bringen werde. Ueber die Anstandspflichten des Touristen überhaupt sehe man meine „Sittenlehre für Reisende“, welche demnächst erscheinen wird. Den Herren Wirthen empfiehlt sich, da wo sie fehlen, noch einige Schellen und Nachriegel anzubringen, ihre langen Gänge mit Laufteppichen zu belegen und ihnen bekannte Gäste

(sofern sie guten Leumunds sind) auch mit einander bekannt zu machen, weil man sonst den ganzen Abend stumm neben den edelsten Menschen sitzt. Auch andere Honoratioren handeln nicht charakterwidrig, wenn sie bei ihren Festen und Eröffnungsfeiern einsame Fremde z. B. den Damen vorstellen, damit sich jene an deren Liebenswürdigkeit erfreuen. Doch alles dies macht sich bei fortschreitender Bildung mit der Zeit. Nicht zu vergessen ist ein Abstecher von der Franzensveste nach dem hesperischen Thal von Brixen, wo dieses, das rhätische Coblenz, und der weltberühmte Elephant, wo Herr Hans Heiß von uns zu grüßen. Der Wanderer wird sich da acht Tage lang um so besser gefallen, als wir voriges Jahr dort acht Wochen lang vergnügt waren. Der hochwürdige Clerus genirt nicht im geringsten. Er schreibt zwar mitunter einen boshaften Artikel über die „Fremden“, ist ihnen aber persönlich nicht abgeneigt. Ueber Brixen wäre übrigens noch mehr zu sagen und wird wohl auch bald gesagt werden.

Also auf! Die Welt sieht den Berichten über eure Fahrten mit Spannung entgegen und wenn sie angenehm geschrieben sind, werden wir sie vielleicht selber lesen. Ihr seid mit unseren besten Wünschen entlassen. Lebt wohl!